



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle.
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“,
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Dreizehnter Sonntag nach Pfingsten. (Maria Himmelfahrt.)

Evangelium nach dem heiligen Lukas 10, 38-42. „In jener Zeit kam Jesus in einen Flecken (Bethania) und ein Weib, mit Namen Martha, nahm ihn in ihr Haus auf. Und sie hatte eine Schwester, die Maria hieß. Diese setzte sich zu den Füßen des Herrn und hörte sein Wort. Martha aber machte sich viel zu schaffen, um ihn reichlich zu bedienen, trat hinzu und sprach: Herr kümmere es dich nicht, daß meine Schwester mich allein dienen läßt? Sag ihr doch, daß sie mit helfe! Und der Herr antwortete und sprach zu ihr: Martha, Martha! Du machst dir Sorge und bekümmerst dich um sehr viele Dinge! Eines ist nur notwendig, Maria hat den besten Theil erwählt, der ihr nicht wird genommen werden.“

Die Verfolgung der Kirche in Jerusalem.

Die hl. Schrift erzählt im 3. Buche der Könige von der Aufnahme, welche Salomon, der Sohn Davids, seiner Mutter Bethsabee einst bereite: „Als Bethsabee zu dem Könige Salomon kam, stand der König auf, ging ihr entgegen, neigte sich vor ihr und setzte sich dann auf seinen Thron; und man stellte (auf sein Geheiß) einen Thron auch für die Mutter des Königs auf, und sie saß zu seiner Rechten“ (3. Kön. 2, 19). — So hat heute der Sohn Davids Jesus Christus die Mutter Seiner Menschheit auf einen Thron erhoben, der Seinem Throne der Herrlichkeit zunächst steht: Maria ist nun die Königin des Himmels, die Königin der Engel und Heiligen! Das ist der Triumph dieses Tages, der unter den Festen der allerheiligsten Jungfrau die erste Stelle einnimmt. — Aber (könnte man fragen) in welcher Beziehung steht das Evangelium zu dem Geheißnisse des heutigen Tages, da es von der allerheiligsten Jungfrau selber doch nichts enthält? — Zweifellos ist das Evangelium mit großer Weisheit ausgewählt: Die beiden Frauen Martha und Maria, sagt der hl. Bruno d' Viti, „sind diejenigen, denen die ganze Schaar der Auserwählten gefolgt ist; die Einen folgten den Spuren Marthas, die Andern den Spuren Marias, und keiner gelangt in das himmlische Vaterland, der nicht der Einen oder der Andern folgt; denn die Eine ist als Vorbild für das thätige Leben, die Andere als Vorbild für das beschauliche Leben anzusehen. Die allerheiligste Jungfrau aber hat, wie kein Anderer, die Vorzüge des thätigen und des beschaulichen Lebens in sich vereinigt. Wie Martha, und besser als diese, hat sie Christus aufgenommen, nicht nur in ihrem Hause, sondern in ihrem Schooße; mehr als jene hat sie Ihm gedient: sie hat Ihn geboren, sie hat Ihn auf Ihren Armen getragen! Und andererseits hat sie gleich Maria auf Sein Wort gelauscht; und mehr als irgend ein Anderer, hat sie Seine Worte behalten und in ihrem Herzen überlegt (Luk.

2, 19). Sie betrachtete Seine Menschheit, sie erkaufte tiefer als irgend ein Anderer Seine Gottheit. Sie hat also den besten Theil erwählt, der ihr nicht genommen werden wird.“ —

Wir lassen nun, lieber Leser, die Apostelgeschichte weiter erzählen: Es erhob sich aber an diesem Tage (der Steinigung des Stephanus) eine große Verfolgung wider die Gemeinde zu Jerusalem, und Alle zerstreuten sich in die Gegenden von Judäa und von Samaria, die Apostel ausgenommen. Dem Stephanus aber beistanden gottesfürchtige Männer und hielten große Trauer über ihn. Saulus aber verkehrte die Kirche, drang in die Häuser ein, schleppte Männer und Weiber heraus und ließe sie in's Gefängnis ab. Die nun zerstreut waren, zogen nher und besündigten die frohe Botschaft des Wortes Gottes. Philippus (ein Diakon) aber zog hinauf in die Stadt Samaria und predigte ihnen Christus. Das Volk gab dem, was Philippus lehrte, einmüthig Gehör, indem sie hörten und sahen die Wunderzeichen, die er that. Denn viele unter ihnen hatten unreine Geister, die mit großem Geschrei ansahen. Auch wurden viele Gichtbrüchige und Lahme geheilt. Und es war große Freude in dieser Stadt. Dort war aber ein Mann, mit Namen Simon, der nordem in der Stadt Zaubertrieb, das Volk Samarias irreführte und sich für etwas Großes ausgab. Alle hatten ihm angehangen vom Kleinsten bis zum Größten, indem sie sagten: Dieser ist die Kraft Gottes, so da heisset: die Große! Sie merkten nämlich auf ihn, weil er sie lange Zeit mit seinen Zauberkünften betört hatte. Als sie nun aber dem Philippus glaubten, der die frohe Botschaft vom Reiche Gottes verkündigte, wurden Männer und Weiber getauft im Namen Jesu Christi. Da ward auch Simon gläubig und ließ sich taufen und hielt sich zu Philippus; und als er auch die großen Zeichen und Wunder sah, staunte er und wunderte sich. — Als aber nun die Apostel in Jerusalem hörten, daß Samaria das Wort Gottes angenommen habe, sandten sie den Petrus und Johannes

Kirchenkalender.

Sonntag, 20. August. 13. Sonntag nach Pfingsten. Maria Himmelfahrt. Evangelium Lukas 17, 11-19. Epistel Galater 3, 16-27. Festtags-Evangelium Lukas 10, 38-42. Epistel Eccles. 24, 11-13 und 15-20. • St. Andreas: Dreitägige marianische Andacht mit vollkommenem Ablass (verliehen von Sr. Päpstlichen Heiligkeit Pius VII.), am Feste der glorreichen Himmelfahrt Mariä, dem Haupt- und Titularfeste der Marianischen Bürger-Sodalität, am Sonntag, den 20. August und den beiden folgenden Tagen. Ordnung des Gottesdienstes. Sonntag, morgens 6 Uhr Sodalitätsmesse. Nach derselben gemeinschaftliche Kommunion für die Sodalen; das feierliche Hochamt um 9 Uhr und hierauf sakramentalische Prozession durch die Stadt. Nachmittags um 4 Uhr Festpredigt mit darauffolgender Andacht. — Montag, morgens 6 Uhr hl. Messe, um 9 Uhr Hochamt, abends 7 Uhr Predigt, feierl. Komplet, lauret. Litanei. — Dienstag ist 13. Aitub. Gebet, 6 Uhr morgens Auslegung des hochm. Gutes und feierl. Sodalitätsmesse, 9 Uhr Hochamt, nachmittags Betstunden, 6 Uhr feierl. Komplet, darauf wird die Andacht mit feierl. Umzuge durch die Kirche u. Te deum laudamus beendigt. — Freitag, morgens 9 Uhr feierliches Seelenamt für die verstorbenen Mitglieder und Wohltäter der Sodalität.

(Auslegung siehe letzte Seite.)

zu ihnen. Diese kamen und betete n für sie, daß sie den Heil. Geist empfangen möchten: denn Er war noch über keinen derselben gekommen, sondern sie waren nur getauft im Namen des Herrn Jesu. Da legten sie (die Apostel) ihnen die Hände auf, und sie empfingen den Heil. Geist.“ (Apostelgesch. 8. 1—17).

Der Hohe Rat zu Jerusalem hatte offenbar durch die Tötung des hl. Stephanus das Signal zu fortgesetzten Angriffen auf die Herde Jesu Christi gegeben. Man fragt sich unwillkürlich: wo war denn der Landpfleger Pilatus und die römische Macht? Hatte doch der Hohe Rat selber bei Gelegenheit der Verurteilung Jesu das öffentliche Geständnis abgelegt, daß die Todesstrafe nur mehr mit Vorwissen und Genehmigung der Römischen Regierung vollzogen werden dürfe! — Allein die Sache wird uns schon erklärlich, wenn wir einerseits die Stimmung im Hohen Räte und andererseits die Lage des Pilatus berücksichtigen. Aus dem, was der hl. Lukas bereits erzählt, können wir abnehmen, in welchem gereiztem Zustande die Mitglieder des Hohen Rates, zumal die von der sadducäischen Partei, sich befanden, seitdem die Sache des verhafteten „Nazareners“ von Tag zu Tag neue Anhänger gewann, die es unerbötlich herausforderten, in Jesus von Nazareth sei der Messias gekündigt worden! Ja, diesen schrecklichen Vorwurf mußten sie selbst von den Aposteln und zwar in einer Ratssitzung hören! Unter solchen Umständen war es wohl erklärlich, daß bei der Anklage, die Stephanus in jener Rede voll ernster Wahrheit und heiligen Eifers ihnen vorhielt, der lange zurückgehaltene Grimm zum raschen Ausbruch kam, und sie ohne Weiteres die Todesstrafe nach ihren alten Landesgesetzen vollzogen. Sie konnten es nun so eher wagen, weil Pilatus, allem Anscheine nach, gerade damals Ursache hatte, sehr nachsichtig zu sein, da er ohne gegründete Ursache eine ansehnliche Schaar Samariter hatte niederhauen lassen und deshalb bei Vitellius, dem Präses von Syrien, verklagt war. Da nun die erste Gewaltthat (gegen Stephanus) ungesühnt blieb, gingen sie in ihrer Verfolgungswut weiter, so daß der größere Teil der Jünger Jesu — jedenfalls auf Anraten der Apostel, die selber furchtlos zurückblieben, — die Stadt verließ, um in Judäa und Samaria eine Zufluchtsstätte zu suchen.

Wer kann hier die göttliche Leitung der Kirche verkennen? Nicht eher brach die heftige Verfolgung aus, bis die Kirche so zahlreich und dabei so fest im Glauben begründet war, daß die Pforten der Hölle sie nicht mehr überwältigen konnten. Der Glaubensmut der Apostel hielt die zu Jerusalem Bleibenden aufrecht; die übrigen benutzte der Herr, um den Samen des Evangeliums weit umher in den Provinzen Judäa und Samaria auszustreuen und viele neue Gemeinden außerhalb Jerusalems zu stiften! So diente auch hier wieder alles, was die Feinde Jesu in ihrem Grimme und in ihrer Bosheit thaten, nur zur Verherrlichung Seines heiligen Namens und zur weiteren Offenbarung Seiner Erbarmung und Liebe! Die Feinde des Reiches Gottes mußten selber, unbewußt und gegen ihren Willen, zu seiner Ausbreitung beitragen!

S.

Reise-Geschenke.

Saisonplauderei von Th. v. Hall (Berlin).

Es ist eine alte, liebe Gepflogenheit, daß derjenige, der eine Sommerreise antritt, den dabei weilenden Bekannten, Freunden oder Anverwandten bei der Rückkehr ein Geschenk macht. „Was bringst Du mir mit?“ Das ist die erste, freilich wohl egoistische Frage, die das Kindlein an Vater oder Mutter richtet, sobald der erste Begrüßungskuß derselben auf die kleinen rosigen Lippen gelangt ist — und:

„Hat Du mir was mitgebracht?“ stammelt womöglich das Baby den Eltern entgegen, indem es die kleinen Patichen ausstreckt, nicht so sehr im Verlangen, die Heimkehrenden zu umarmen, als vielmehr die Spenden entgegen zu nehmen, welche es von diesen erhofft. Und man darf sich darüber keineswegs wundern: man hat dem kleinen Wesen so lange voreingeleitet: „Papa und Mama bringen Dir auch was Hübsches mit, wenn Du recht artig bist!“ — daß dieser Wunsch als etwas Selbstverständliches in der Vorstellung des Kindes Wurzeln fassen mußte. Es würde sich wahrscheinlich ungebärdig zeigen, es würde auf das Vergnügen in seinen Erwartungen getäuscht und in seinen Hoffnungen betrogen sein, wenn es nun, nachdem sich all seine Gedanken seit Wochen, ja vielleicht seit Monaten auf die Erfüllung dieses Wunsches zugespitzt hatten, Vater und Mutter heimkehren sähe, ohne daß diese etwas von der Reise mitbrachten.

Es muß anerkannt werden, daß dieser Brauch einem Zuge voll Wärme des Gemüts und tiefster Innerlichkeit seinen Ursprung zu danken hat. Einem andern etwas spenden, ist immer eine gute Gewohnheit und jeder Anlaß, der benutzt wird, sollte mit Recht willkommen geheißen werden. Und zumal die Sitte, liebgewordenen Menschen von der Reise etwas mitzubringen, dürfte aus manchem Grunde wert sein, daß sie gepflegt wird und immer größere Verbreitung findet. Man weiß in einem Vadeorte oder sonst irgendwo auf der Reise. Möglicherweise erblickt man, was diesem oder jenem bestimmt Freude bereiten dürfte. Man kauft es und läßt es ihm zugehen, entweder indem man noch während der Reise die Sendung erfolgt, oder aber der Augenblick des Wiedersehens erfährt jene oftmals geradezu feierliche Steigerung, wenn der Beschenkte mit Gruß und Händedruck die Spende vom Geber entgegennimmt. In den Vadeorten aber hat sich bekanntermaßen augenblicklich beinahe eine Industrie entwickelt, die sich allein damit beschäftigt, solche Reise Geschenke herzustellen. Meistens sind es allerliebste kleine Säckelchen, die leicht in Koffer oder Reiseforb geborgen und damit ohne Mühe mitgenommen werden können. Charakteristisch an diesen Geschenken pflegt zu sein, daß sie an den Ort, wo sie gekauft wurden, mit starkem Hinweis gemahnen. Hier ist eine Landschaft in Glas geflossen, dort durch Malerei auf Porzellan festgehalten worden. Wer an der See gewesen, bringt Muscheln heim in ihrem blendenden Email und den selbstmühseligen Bindungen, die dem Auge des Binnenländers ebensoviele Vergnügen wie Bewunderung abnütigen. Kleinere Muscheln benutzt man als Verzierung für die mannigfachen Gegenstände. Bald ist es ein Kästchen, bald ein Bilderrahmen, die über und über mit den farbenprächtigen grotesk-bunten Kalkgehäusen der freilich nunmehr aus diesen gewöhnlichen wüsten Bewohner des Meeres in künstlicher Zusammenstellung bedeckt sind. Ueberhaupt hat die Muschelinindustrie in den letzten Jahren einen sehr großen, sich zur künstlerischen Vollendung immer mehr zuspitzenden Aufschwung genommen. Und das wäre wohl kaum der Fall gewesen, wenn nicht gerade die Ergüsse dieser Muschelinindustrie als Reise Geschenke eine so große Beliebtheit und demgemäß auch Verbreitung gefunden hätten.

Ein junger Kaufmann hat mit seiner kleinen schmucken Gemahlin eine Sommerreise unternommen. Sie hatten die würzige Alpenluft genossen und weilten eben in München, bei Tage sich an den Kunstschätzen, die dort aufgespeichert sind, ergötzend und Abends den Durst, der durch eine Wanderung heraufbewogen zu werden pflegt, durch die verschiedensten köstlichen Biere, an denen die Hirschart so reich ist, in aller Fröhlichkeit verjagend. Das gute Einbernehmen zwischen den Gatten wurde nur dadurch gestört, daß die hübsche kleine Frau hin und wieder ihrer stärkeren Hälfte zuflüsterte: „Vergiß nur nicht, Mama

ein Geschenk zu kaufen. Du weißt, wie sehr sie darauf erpicht ist! Sie würde es uns nie verzeihen, wenn wir es unterließen, ihr eine solche Aufmerksamkeit zu erwischen!“

„Schon gut, ich will sehen, was sich thun läßt“, brummte der Gatte, dessen Reisetasche schon bedenklich auf die Reize ging, in ärgerlicher Stimmung. Er durchwanderte die Straßen und musterte die Schaufenster der Kunsthandlungen. Endlich hatte er das Richtige gefunden — einen Apollo und eine Venus. Er trat in den Laden, um sich die Figuren zeigen zu lassen. Der Kommissär stürzte an das Schaufenster, um sie von ihrem erhöhten Standpunkt herabzuholen, trat auf der Leiter fehl und warf die köstlichen Kunstwerke zu Boden. Venus löste sich in zwei Teile und Apollo folgte ihrem Beispiel nach. Der Kommissär war starr vor Entsetzen, während über das Unheil des Kaufmanns ein sonniges Lächeln huschte. Denn im Moment war ein Gedanke in ihm aufgeblüht, der, wie er sich jagte, unter Brüdern mindestens zehn Mark wert war. „Was verlangen sie für diese Trümmer?“ fragte er möglichst gelassen. — „Wie, mein Herr, die wollten Sie kaufen?“ — „Allerdings, wenn Sie einen billigen Preis stellen.“ — „Aber mein Herr, die sind ja jetzt völlig wertlos.“ — „Ich biete Ihnen zwei Mark.“ — „Nun, wenn Sie durchaus wollen.“ — „Bitte verpacken sie die Sachen postrecht, in einer Stunde werde ich sie abholen lassen. Die Verpackungsspesen bringen Sie mit in Anrechnung.“ Vergnügt ging er von dannen und der Kommissär blickte ihm verwundert nach. Das Paket wurde an die Schwiegermama abgesandt. Der Kaufmann pries in dem Begleitbrief die wunderbare Schönheit der Figuren und drückte den innigen Wunsch aus, daß sie heil und wohlbehalten ankämen. Nach einigen Tagen kam das junge Ehepaar in die Heimat zurück und starrte natürlich der Schwiegermutter den ersten Besuch ab. „Nun, wie haben Dir meine beiden Statuetten gefallen?“ fragte er. — „O, sehr gut“, entgegnete die Schwiegermutter mit einem spöttischen Lächeln, „ich war nur erstaunt, daß die Beine des Apollo mit dem Oberleib der Venus zusammengepackt waren, während man den Beinen der Venus den Oberleib des Apollo beigegeben hatte.“ Tableau!

Diese kleine Geschichte, die tatsächlich einmal passiert sein soll und damals in der Form, die sie auch hier beibehalten, zur allgemeinen Heiterkeit die Runde durch die Dessertlichkeit machte, beweist, daß man es auch bei der Wahl von Reise Geschenken nicht an den nötigen Sorgfalt fehlen lassen darf. Zumal wenn es sich darum handelt, seiner Schwiegermutter etwas mitzubringen, gleichzeitig aber die gebührende Rücksicht auf den schon zusammengeschmolzenen Vortemonat zu nehmen. Denn Reisen kosten bekanntlich Geld — und zwar recht viel Geld, wenn man dabei mit der Absicht umgeht, bei der Heimkehr jedem lieben Freunde oder Anverwandten eine Aufmerksamkeit zu bereiten. Und damit wäre ich glücklich vor die Rehrreite der Medaille gelangt. Es wird nämlich kaum noch jemals so viel Geld verthan und verändelt, wie beim Kaufen von Reise Geschenken. Und ebenso zeigt man meistens bei dieser Gelegenheit einen auffälligen Mangel an Geschmack, die größte Sorglosigkeit gegenüber dem, was nützlich ist und dem Empfänger des Geschenkes wirklich Freude bereiten dürfte. Immer, wenn die Reisezeit ihrem Ende entgegenfliehet, denke ich mit Schrecken an den nutzlosen oder hässlichen Krimskrans, den ich wieder von schenkwichtigen Bekannten als Angebinde entgegennehmen werde. Da sind Kunstgegenstände, die mit der Kunst absolut nichts gemein haben. Malereien, die auf die roheste Weise von der Welt hingeklebt wurden, Rippen, die man nicht als Bierat herstellen kann, weil sie das Auge desjenigen, der ihrer ansichtig wird, geradezu beleidigen. Aber mitgebracht muß etwas werden, weil es nun einmal der gute Ton und die allgemeine Sitte vorschreiben.

Kann wohl denn: ich habe ja gar nichts dagegen einzuwenden! Aber müssen denn solche Geschenke immer gerade ein Teil des alten, schon oft gespendeten und darum uns bis zum Ueberdruß bekannt gewordenen Krimsstrampfes sein! Wirkliche Kunstgegenstände mitzubringen — in der Lage dürfte sich der Durchschnittsmensch im Allgemeinen nicht befinden, weil sie viel zu kostspielig sind! Wenn wir Jemanden ein solches Geschenk machen, so wird der leitende Gedanke dabei wohl derjenige sein müssen, daß die Spende den Beschenken auf irgend eine sinnige Art, mit dem Ort, wo wir gewohnt, in mittelbare Beziehung bringt. Die Photographie irgend eines schönen Plätzchens oder jene Industriezeugnisse, deren ich eben gedachte, werden das eben so schnell wie glücklich bewerkstelligen. Ja, Muscheln, die wir selber an Meeresküste gesammelt, ein seltener Stein, der uns an eine liebe Gebirgswanderung erinnert, werden für den, der anspruchlos ist und allein auf den Sinn des Spenders sieht, hinreichend genügen. In jedem Falle verdienen solche Reisegeschenke ihrem inneren Wert nach einen ganz entschiedenen Vorrang vor dem heute üblichen Tandestramm, der während der Heimreise ebenso die Koffer beschwert, wie er schon vorher unsere durch andere nötige Ausgaben schwindigst gemacht gewordenen Taschen vollends leert.

Die richtige Schneid.

Eine oberbayerische Geschichte von Max Schmid (München).

Der Tag der heiligen Barbara, der Schutzpatronin der Berg- und Hüttenleute, wurde auch an der neuangeworbenen Königszeche in herkömmlicher Weise gefeiert. In aller Frühe dröhnten schon Böllerschüsse durch das sonst so stille Thal und verbanden sich mit dem festlichen Geläute der zum Gottesdienste einladenden Glocken. Auf der Zeche ruhte heute der Hammer, Schlegel und Eisen und alle Knappen eilten mit ihren Angehörigen andächtig zum Gottesdienste. Dort stellten sie sich im Mittelgange paarweise auf, jeder mit einer brennenden Kerze in der Hand. Die kleinen Mädchen der Knappen erschienen weiß gekleidet, ebenso vier erwachsene Mädchen, welche die schön geschmückte Figur der heiligen Barbara nach dem Gottesdienste in feierlicher Prozession herum zu tragen bestimmt waren. Die aus der Mitte der Knappenschaft gebildete Kapelle spielte feierliche Weisen während des Gottesdienstes und weithin hörte man den Schall dieser Musik. Sie tönte auch hin zu dem ansehnlichen Hause des Schnellhofbauern, der zwar mit seinem Weibe gleich allen anderen Bewohnern des Ortes in der Kirche war, dessen Tochter Ulra sich aber nicht dazu verstehen konnte, gleichfalls dem Feste der Bergleute beizuwohnen. Nicht, als ob sie ihr freigelegter Sinn davon abgehalten hätte, es war eine andere Ursache. Sie wußte, daß der Knappe Felix Frommer, der Hauer in der Gewerkschaft war, sie unaufhörlich mit seinen Blicken verfolgte, wenn er sich auch sonst in bescheidener Entfernung hielt, seit sie seinen Antrag abgewiesen, wobei er ihr in geradezu rührender Weise seine Liebe gestand und trotz ihrer an den Tag gelegten Kälte immer noch nicht von ihr ablassen wollte. Die Ursache war der hübsche Sohn des Nachbarn, eines Kleingütlers. Balti ward zum Militär berufen, zu den Manen und seine schmucke Uniform bestach das mehr auf das Äußere als auf das Innere achtende Mädchen. Er war jetzt gerade einige Tage in Urlaub und wenn Ulra seinen Säbel rasseln und seine Sporen klirren hörte, so sprang sie aus Fenster oder vor die Thüre, um einen Gruß mit dem schmucken Reiter zu wechseln. Wie war er doch so hübsch in dem grünen Rock mit den roten Aufschlägen; wie hüther dagegen erschien ihr der Bergmannshabit in seiner dunklen Farbe.

Nachmittags war in dem vom Dörschen et-

was entfernten Gasthause Knappenball, wozu die Jugend der ganzen Umgebung herbeiströmte. Auch Ulra und ihre Eltern wollten daran teilnehmen und gingen in Gesellschaft mehrerer Dörsler und Knappen zu dem etwa eine Viertelstunde entfernten Gasthause. Wie von selbst hatte sich ihnen Felix Frommer zugesellt, aber auch Balti, der schmucke Mann, drängte sich heran und dicht an Ulras Seite. Er wollte um jeden Preis seinen Nebenbuhler aus dem Felde schlagen. Er fing zu renommieren an und gefiel sich, seine Tapferkeit hervorzuheben, die jeden Manen auszeichne und wie er jederzeit dem Tode frei und ohne Furcht ins Auge blicke. Und mit spöttischer Beziehung auf seinen Nebenbuhler meinte er:

„Unter der Erd is ma freilich sicher vor die feindlichen Augen, das is's leicht a Mann sei, da gibt's koan Krieg, koa G'schick — dös gibt's nur heroben, da kann wa sei Schneid zoagn, da kriegt ma Orden aus d'Brust und kann stolz awaschaugn auf die andern La'feigen.“

„Überall kannst Dei Schneid zoagn,“ erwiderte Felix, „ober wie unter der Erd und 's kommt drauf an, ob i Dir was hingib, Du Sprecher, Du.“

„So? Du willst Di mit mir messen?“ rief Balti, sich in Positur legend. „Daß i net lach! So zoag Dei Schneid! Schaug auffi, dort zu der Felsenwand, selhst die Geier um ihr Nest fliegen — steig auffi, wennst Dir traust und hol dös Nest awa.“

„No, so zoaget i's eam halt, daß D' koa La'feigen bist,“ verjette jetzt Ulra, den Knappen höhnisch anblickend. „Ja no, dazua g'hört halt a Schneid!“

„'s kommt drauf an, was mit der Schneid soll aus'richt wern,“ meinte Felix. „Dort auffi krazeln und für nix und wieder nix riskiren, daß D' awaschtst oder von die alten Geier ang'haßt wirst — so a Schneid is nix anders, als a Broslererei und für nix guat. Was anders war's, wenn i's um a Menschenleben handelt, da helfst i allezeit und war's mei ärgster Feind.“

„Wenn i Di aber bittet, Felix, Du sollst dös Nest awaholn, für mi, mir z'lieb?“ sagte Ulra.

„So saget i: i mag nit!“ erwiderte Felix lachend.

„Über Balti rief: „Daß sehst, daß i koa Brosler bin, so sollst dös Nest hab'n, Ulra.“ „Wer si muatwilli in G'fahr gibt, der kimmt drin um,“ warnte Felix. „V'hät Gott; i will dös End nit abwarten.“ Damit trennte er sich von den Andern und eilte dem Gasthause zu.

Balti aber begann sofort seinen Aufstieg. Einer Gense gleich kletterte er höher und höher. Die Untenstehenden sahen mit Bewunderung und Bangen dem Waghals zu, der sich nun in der That dem Geierneist nahte, aber schon am Ziele, plötzlich halt machen mußte. Die Eltern der bedrohten Jungen haßten in solcher Wut nach dem frechen Eindringling, daß er sich derselben nicht mehr erwehren konnte, sie haßten auf seinen Kopf und ein fürchterlicher Schrei zeigte, daß Balti eine schmerzliche Wunde erhalten. Taumelnd schlug er den Rückweg ein, wie durch ein Wunder gelang es ihm noch mit aller Kraftanstrengung, die gefährlichste Stelle zu überklettern, dann aber blieb er in der Rinne, in welcher er hinaufgestiegen, plötzlich ohnmächtig liegen. Von dort war es nicht schwer, ihn wieder herabzubringen, fürchterlich im Gesichte und am Kopfe zerhackt von den Raubvögeln. Was aber das Entsetzlichste war, sein rechtes Auge war zerstört, die Geier hatten es ihm ausgehackt.

Ulra stand kreideweiß vor dem Verunglückten, sie hätte das Unglück verhüten können — o wie recht hatte Felix gehab! —

Es brauchte lange Zeit, bis Balti von seinem Krankenlager als halbblinder Mann wieder aufstehen konnte. Nun war's nichts mehr mit dem Soldatenrock, er mußte sich ein friedlicheres Handwerk wählen und das zu-

nächst liegende war, daß er sich als Knappe in die Gewerkschaft aufnehmen ließ. Aber Ulra hielt sich für verpflichtet, dem Einüßigen getreu zu bleiben.

Felix suchte den Verlust zu verschmerzen, so gut oder so schlecht es ging, aber sein Herz blieb verschlossen für jede andere Liebe. Nach wie vor arbeitete er als einer der fleißigsten im Bergwerke, nur vermißte er es, mit Balti zu verkehren, der alsbald trotz seines verlorenen Auges wieder der alte Großbrecher wurde und sich auf seine Schneid etwas zu gute that, ja sogar wagte, sich an Felix zu reiben, da er ihn noch immer als Nebenbuhler betrachtete, trotzdem er ihm keinen Anlaß zu diesem Verdachte gab.

Dagegen ließ sich Balti trotz seines Versprechens mit Ulra bald auch mit einem andern Mädchen in nähere Beziehungen ein und erstere sah sich alsbald betrogen und veraten. Zu spät erkannte sie, wie einseitig sie gehandelt, ein treues Herz von sich zu stoßen, um sich ein falsches dafür einzutauschen. Oft blickte sie nun nach dem vorübergehenden Felix aus, aber er ging vorüber und sie blieb allein mit ihren quälenden Vorwürfen.

So waren einige Jahre vergangen, da ward der Ort von einem entsetzlichen Ereignisse heimgesucht. Das Fels, in welchem sich noch mehrere Arbeiter befanden, war in Folge mangelhafter Zimmerung unter fürchterlichem Krachen eingestürzt und verschüttete zwölf Bergleute, darunter auch den Hauer Balti.

Der Jammer der Angehörigen dieser lebendig Begrabenen war unbeschreiblich. Weinend und wehklagend standen sie am Eingange des Schachtes und suchten die hier versammelten Männer an, die Verschütteten zu retten. Mit Ruhe, aber sicher ordnete der Obersteiger die Rettungsarbeiten an. Er ließ Holz zurichten und während die beherztesten Knappen an dem Bruche durch Wegschaffung des herabgefallenen Gesteins etwas Luft gemacht, um die ersten Felder einzuzumauern, schafften andere, Mann an Mann, durch Handlangerdienst das Gestein zu Tage.

Mit Bangen warteten die Ortsbewohner auf das Ergebnis der Arbeit, unter ihnen auch Ulra. Die Retter arbeiteten mit Eifer und Todesverachtung, allen voran Felix Frommer. Es war gelungen, alle Verschütteten zu retten bis auf Balti, der im Augenblicke der Katastrophe mehrere hundert Meter tiefer auf einer sogenannten Tiefbaubremse arbeitete, und welchem der Rückzug durch herabstürzende Felsmassen und durch fortwährendes Herabrieseln von Kohle und kleinem Gestein verweigert war. Das Grubenlicht war ihm erloschen und fortgeschleudert. So befand er sich schon über zwanzig Stunden in grauenvoller Finsternis, bis an die Brust verschüttet und von quälendem Durst gepeinigt, dem Verschmachten nahe. Entbehrung, Kälte und Seelenpein begannen bereits verwirrend auf seinen Geist zu wirken.

Außerhalb des Schachtes stand jammernd seine alte Mutter und bat immer wieder, alles aufzuwenden, um auch den letzten der Verschütteten, ihren Sohn, zu retten. Aber man hatte die Hoffnung auf dessen Rettung aufgegeben. Die Erschütterung des Zusammenbruchs mußte auch die Decke des Ganges, in welchem Balti thätig war, gerösten und niedergebroschen haben und das Chaos von Balkentrümmern, Felsblöcken und Kohlengeröll, welches sich den in den Schacht dringenden Rettern drohend entgegenstellte, gestaltete das Rettungswerk zu einem schweren und gefährlichen Unternehmen. Die Weissen hielten eine Rettung für völlig unmöglich. Baltis Mutter warf sich laut weinend vor den Männern auf die Kniee und bat, ihr doch den einzigen Sohn aus seinem Grabe zu befreien. Aber die Männer zuckten die Achseln, keiner wollte für den Verunglückten sein Leben wagen.

Jetzt erlöste Felix die etwas entzerrt stehende Ulra und plötzlich erinnerte er sich der Worte, die er an jenem Barbartage gesprochen.

